

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 14 (1919)
Heft: 9

Artikel: Frauenbrief
Autor: Gorki, Maxim / R.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nimmer ausreichen, diesen entkräfteten Kindern ihre Jugendkraft zurückzugeben, dazu werden Jahre nötig sein und Scharen dieser verelenden Kinder werden mit jahrelangem Siechtum und frühem Tode für die Verbrechen von Militarismus und Kapitalismus leiden müssen." E. S.

*

Das Kinderelend im Vogtlande. Aus dem Vogtlande wird an „Respublika“ geschrieben: Schreckliche Zustände herrschen zurzeit im Erzgebirge. Namenlos schwer haben die Kinder zu leiden, sie hungern nicht bloß, hier verhungern sie buchstäblich. Tausende dieser Kerrenstet hat die Hungerwassersucht aufgedunsen und vernichtet. Tausende liegen im Sterben. Ehe sie morgens in die Schule kommen, haben die meisten dieser Kinder überhaupt nichts geessen, nicht einmal Brot, nicht einmal Wässersuppe. Die meisten bekommen entweder schwarzen Kriegskaffeejack oder Kräuteruppe oder Kräuterschnitzel. Das große Frühjahrsmenu der Erzgebirgler ist das auf den jauheberieselten Wiesen wuchernde Unkraut. So manches Kind hat kein Hemdchen. Viele Kinder haben buchstäblich nichts anzuziehen. Sie kommen nicht in die Schule, sondern liegen nackt im Stroh. Ihre Eltern haben die letzte Wäsche, das letzte Kleidchen gegen Nüsse und Kartoffeln vertauschen müssen. Man kann sich kaum vorstellen, in welchem Zustande sich diese Kinder befinden, von Läusen und Krähen zerfressen, verkümmert, verblödet, einem Ende entgegendifämmernd, das sie von ihren Qualen erlöst.



Im Heim der Arbeitslosen.

Marx Tschau.

Das Licht war schon ausgelöscht, ein übelriechender Geruch schlug mir beim Deffnen der Türe entgegen. Zugleich ließ sich eine murrende Stimme vernehmen, die mir gleich jeden Versuch, das Licht anzuzünden, untersagte. Ich fügte mich gehorsam der gebietenden Stimme, denn ich war mir ja bereits gewohnt, daß ein Auflehnen gegen das Schicksal mir noch gefährlicher werden könnte. Ich versuchte dann auch gleich durch liebenswürdiges Verstellen das Vertrauen der Schlaf- und Leidensgefährtin zu gewinnen und fing gleich von meinem wunden Punkte an zu reden. Ein tiefer Atemzug aus einem andern Bette. Es waren wohl darin drei Schläfgefärlinnen, wie ich in der Dunkelheit konstatierte. Das Lager war hart und nicht frisch angezogen. Aber was schert man sich um ein mißliches Nachtlager, war man doch unter Dach. Arbeitslos! Brotlos! Wer kennt nicht dieses traurige Lied? Am Morgen war es mein erste, nach den Gesichtern, die aus den bunt gewürfelten Decken guckten, schauen. Die eine war mager mit eingefallenen Wangen, die andere ein noch junges Mädchen, mit sanftem, liebem Gesicht und die andere, die, welche mich beim ersten Eintritt gleich so energisch anfuhr, war eine ältere, gereiste Frauensperson.

Letztere fing gleich an von ihren ehemaligen Verhältnissen zu reden. „Als mein Mann selig noch lebte, da war es doch wenigstens noch das, daß ich meinen Buben bei mir hatte. Jetzt habe ich gar nichts mehr, meine Möbel verkauft und der Sohn in fremden Logis. Alles ist mir wieder genommen; alles. Ich die erfahrene Frau, muß mich wieder verdingen, denjenigen Gebieterinnen gehorchen wie einst. Das war noch eine glückliche Zeit, als ich meinen Buben bei mir hatte. Nun glitt ein verschönernder Zug über das derbe, stark materialistische Gesicht. Und als ob sie wieder wach gewordene Erinnerungen verwischen wollte, so strich sie mit der Rechten über die Stirne. Nur Menschen in gleichen seelischen Depressionen sich befindend, können einander verstehen, die andern nicht verständnisvoll. Die Magere wandte sich nun mir zu. Sie suchen auch eine Stelle? Sie mit ihren schmächtigen Armen und dem überzarten Körperbau. Werden sehen, wie lange ihnen in der Rolle eines Dienstboten behagen wird. Wo hinter dir der Meister mit der erhobenen Peitsche geht. Eine Woche, dann kommen Sie wieder hieher. Denn diese Weiber der Aristokratie haben kein Herz: diese Weiber sind hart wie Stein. Sie kennen nur die Vorzüge, wie sie ihre Sklaven noch mehr ausbeuten können. Die Worte der Mageren kamen wie eine Anklage und empört

vom Munde. Ach so schrecklich wird die Situation nun doch nicht sein, die Sie da geschildert, sprach ich mildernd auf sie ein. Sie fürchtes Kind sind unerfahren, lassen Sie sich mal so in der Welt herumpuffen wie ich es war, und Sie werden nicht mehr staunen, wo wir unsere reabsolute Art herbekommen. Nebrigens, wenn Sie doch ihre Eltern haben, warum sind Sie nicht dort geblieben. Weil ich nun nicht wieder zu Hause bleiben wollte, erwiderte ich. Ja, so haben's die Göhren, kaum sind sie den Kinderschuhen entronnen, kehren sie den Eltern den Rücken, führ mich die Energische in ihrer gewohnten, lauten Weise an. Mein Bub ist auch gegangen. Über der hat ja kein Heim mehr. Woher die teuren Möbel und überhaupt die Existenzmöglichkeit zusammen. Wenn ich die halbe Zeit keine Arbeit habe. Ich habe es auch so gemacht, meinte die schweigsame Junge, zog bedächtig die Strümpfe an, während ein resignierendes Lächeln ihren Mund umspielte.

Alles unglückliche Menschen, dachte ich mir. Echte Prosa-gestalten und doch von einer feinen, tiefen Poesie. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, trotzdem ich es auch wieder nicht fassen konnte, daß der herbe Kampf ums Dasein den Menschen so verrohen konnte. Ich dachte stets in meiner Unerfahrenheit: Schmerzvolles Erleben sollte den Menschen veredeln. Aber das waren ja nicht Frauen von schmerzlichem Verzicht, sondern Empörte, Verbitterte um der Misere ihres Daseins.

Morgen's muß ich Arbeit finden, meine Mittel sind gänzlich erschöpft. Wieder eine Poststelle antreten. Überall Misstrauen, wohin du kommst. Nirgends kein warmes Verständnis. Auch dann nicht, wenn man als Arbeitsstier an den Pflug gespannt ist. Bist du arbeitslos, fühlst du nicht mehr denn ein Bagabunde, denn an der letzten Stelle hat dir die Bourgeoisie das Bleiben bei ihr unmöglich gemacht. Wo ist da die Lebenslust? Lieber an der tiefsten Stelle des Meeres versunken, jammerte die Magere, in sich zusammengefunken auf dem Bettrand sitzend und immer an den gleichen Ort stierend. Die Schweigamere meinte nun: Mein Bräutigam und ich gedachten auf Östern zu heiraten. Da ich aber noch nicht so viel Ersparnis besaß, um mir nur eine beißendenere Aussteuer zu verschaffen, können wir vorläufig noch nicht daran denken. Ich dachte nur damit meine Lage zu verbessern, meine Mutter jedoch ist anderer Ansicht. Aber man hat doch wenigstens Menschen um sich, die nach einem fragen. Die Frau nickte. Sie wußte es auch. Diese Menschen rührten mich. Und über das, was sich vorher noch ein Rosenhimmer gebreitet, war nun verblaßt, verdunkelt. Was ich noch mit den Traumängen des Kindes betrachtete, die nüchterne Wahrheit, die farblose Prosa hatte ihre Hand darüber geöffnet.

„Könnte nur eines Bourgeois Tochter oder Sohn wissen, wie es in einem Proletarierherzen aussieht. Sie wohnen in reichen Villen, geben sorglos zu Bette und stehen sorglos auf, wie können sie wissen, wie können sie ahnen, daß noch ein Menschenleben ein Obdach sucht in später Abendstunde. Daß eine gut erzogene Tochter, eine Ehrlose, ein Opfer der bitteren Not wird, der immer weiter um sich greifenden Prostitution verfällt. Wenn diese Ausgestoßenen aber ihre Rechte zu leben fordern, nennt die Bourgeoisie sie verächtlich: „der auffändische Pöbel“.



Frauenbriefe.

Von Marx im Gorki.

Die interessantesten Briefe, die an mich gelangen, stammen von Frauen her. Diese Briefe, dem Eindruck der stürmischen Gegenwart gewidmet, sind von Beleidigung, Gross, Entrüstung erfüllt, aber sie sind nicht so apathisch wie die der Männer — ein jeder Frauenbrief ist ein Schrei einer lebendigen Seele, gemartert von den zahllosen Qualen der grausamen Zeit.

Sie erwecken das Gefühl, als seien sie von einer einzigen Frau, von der Mutter des Lebens, geschrieben, von derjenigen, die der Welt alle Rassen und Völker gegeben, von derjenigen, die alle Genies geboren hat und gebären wird, von derjenigen, die dem Mann geholfen, den groben tierischen Instinkt in die zarte Eßtasse der Liebe zu verwandeln.

Diese Briefe sind der Schrei eines Wesens, das die Poesie ins Leben gerufen, die Kunst inspiriert hat und das immer von einem unauslöschlichen Durst nach Schönheit, Leben und Freude gequält ist...

Die Briefe, auf die ich mich beziehe, sind voller Klagen der Mütter über das Verderben der Menschen, darüber, daß sie

grausam, wilb, gemein, unehrlich werden und daß die Moral verroht...

Ihr Frauen wiß sehr gut, daß die Geburt stets von Wehen begleitet ist, daß der neue Mensch im Blute geboren wird — so will es die böswillige Ironie der blinden Natur. Im Augenblicke der Niederkunft schreit Ihr wie Tiere, und lächelt mit dem seligen Lächeln der Madonna, wenn Ihr das neugeborene Kind an Eure Brust drückt.

Ich will Euch Euer tierisches Geheul nicht vorwerfen, mir sind die unerträglichen Qualen verständlich, die diesen Schrei hervorrufen, bin ich doch selbst am Ersticken angesichts solcher Qualen, obwohl ich keine Frau bin. Und ich möchte von ganzem Herzen, von ganzer Seele, Ihr sollt bald lächelnd mit dem Lächeln der Madonna, an Euer Herz den neugeborenen Menschen Russlands drücken...

Eugen Münch

geb. Dezember 1880; gest. 9. August 1919.

Anlässlich eines erfrischenden Bades hat Eugen Münch in den Fluten der Aare den allzufrühen Tod gefunden.

Mitten aus einem überaus arbeitsreichen und segensreichen Wirken heraus hat ihn der diesmal so erbarmungslose Tod hinweggerafft.

Unsere Parteiblätter haben das Wirken und die Fähigkeiten Eugen Münchs in warmen Tönen gewürdigt. „Der Vorkämpferin“ gebührt es aber in erster Linie, des treuen und hingebungsvollen Genossen zu gedenken. In ihm hat die sozialdemokratische Frauenbewegung einen ihrer wärmsten Befürworter und Förderer verloren. Wir erinnern uns seiner bemerkenswerten Reden im Grossen Rat des Kantons Bern anlässlich der Beratung des neuen kantonalen Gesetzes, welches den Frauen einen Teil der politischen Gleichberechtigung bringen sollte, aber tatsächlich sehr wenig gebracht hat. Wollten die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen Berns eine Auskunft, hatten sie einen Wunsch an die Adresse der Behörden, auch sie fanden den Weg zu Eugen Münch, denn in ihm haben sie den ehrlichen Kämpfer für die politische Gleichberechtigung kennen gelernt.

Eugen Münch ist in der Stadt Zürich geboren, verlor sehr früh seine Eltern, wurde von liebevollen Pflegeeltern im Bürcher Oberland erzogen. Er verheiratete sich sehr jung, kaum 20 Jahre alt, hatte aber das Glück, in seiner Frau eine verständnisvolle, der großen Sache des Sozialismus, dem Eugen Münch sein Leben geweiht hatte, treu ergebene Gefährtin zu finden. Die Frau und fünf Kinder beklagten den Gatten und Vater, nebst all den vielen, die in dem Verstorbenen den treuen Freund, den überzeugungstreuen Kampfesgenossen gefunden hatten. Was wir an dem treuen Freund besonders geschätzt haben, war seine Überzeugungstreue im Kleinen wie im Grossen, er hat den Weg, den er einmal beschritten hat, weiter begangen, er ließ sich nicht zurückreden. Die Parteifreunde, welche ihm am nächsten hätten stehen sollen, haben es ihm oft sehr schwer gemacht; wie manchmal ist er missverstanden worden, gerade von jenen, die ein weites Stück Weg mit ihm gegangen sind. Am meisten von jenen, die nicht verstehen können, daß es Kämpfer gibt, die ohne persönliche, ehrgeizige Wünsche treu zur Sache stehen. —

Er trat für die Endzielforderungen der Arbeiterschaft ein mit allem Eifer, mit aller Hingabe, unterließ es aber nicht, auch für die Gegenwart zu schaffen. Einen Tag vor seinem Tode verlangte er Material zum Studium der Frage der unentgeltlichen Geburthilfe, die man in Bern noch nicht eingeführt hat.

Die Sozialdemokratie hat heute weniger denn je Zeit, sich durch Klagen, durch Verluste, wenn sie noch so schwer sind, aufzuhalten zu lassen, rastlos geht der Kampf weiter. Das allzufrüh unterbrochene Lebenswerk von Eugen Münch muß und wird weitergeführt werden. Genossin Luise Münch, ihre Kinder, sie alle sind willens, weit mehr wie bis anhin mitzukämpfen. Luise Münch ist an Stelle ihres Mannes am Basler Parteitag in die schweizerische Geschäftsleitung gewählt worden. Sie bemüht sich, die administrativen Arbeiten des kantonalen Parteisekretariates zu verrichten, um soviel wie möglich da fortfahren zu können, wo Eugen Münch jäh und unerwartet abbrechen mußte.

R. B.

Gute kräftige Kost...

Verzweifelt steht die Mutter am Bettchen des vier Monate alten Säuglings. Das Kind ist blaß, mager, die ganze Nacht hat es geweint, nun liegt es schlaff und matt mit geschlossenen Augen da. In der Nacht, als es so krampfhaft schreit, ist sie zum Kassenarzt gelaufen, der hat geschrien, sie solle ihn in Ruhe lassen, er werde schon morgen kommen. Nun ist sie von der Arbeit daheimgeblieben und wartet, wartet... Endlich gegen Mittag klopft es an die Tür und der Arzt tritt ein. Kurz erkundigt er sich nach den Krankheitsercheinungen, jedes Wort der Klage als überflüssig abweisend, er hat keine Zeit dafür, denn seit früh morgens geht er ja von einer Tür zur andern — immer dasselbe.

„Warum stillen Sie das Kind nicht selbst?“

„Ich habe keine Milch, weil ich nicht genug zu essen habe. Und dann muß ich arbeiten gehen, um für die anderen Kinder Brot zu schaffen. Mein Mann steht seit Kriegsbeginn im Felde, die Unterstützung hat man mir entzogen, weil man sagte, ich sei stark genug, um zu arbeiten; für das Kleine habe ich bisher noch nicht einen Heller bekommen, obwohl ich schon wiederholt um die Unterstützung gebeten habe. Und Milch bekomme ich jetzt auch so schwer...“

„Schon gut, schon gut!“ Es ist immer dasselbe, der Arzt schreibt ein Rezept.

„Die Hauptsache wäre natürlich die Muttermilch, das Kind brauchte nur gekräftigt zu werden. Gut nähren!“

Zwei Tage darauf rief man den Arzt zur Totenschau an der kleinen Leiche.

*

Blasse, zarte Gesichtchen sind es, die sich um den Tisch drängen, auf dem die dampfende Schüssel mit Erdäpfel steht. „Uje, scho wieda Erdäpfel!“ schallt es betrübt im Chor.

„Seid's froh, daß wir die hab'n,“ weist die Mutter die Unzufriedenen zurecht, während sie in diesem Augenblick mit Tränen kämpft. „Erdäpfel in der Montur“ und Erdäpfeluppe sind diese Woche die einzige Abwechslung, und die ersten sind noch vorteilhafter, da braucht man weder Mehl noch Schmalz.

„Wo ist denn nur die Tintschli?“

Eben zwängt sich die Genannte scheu zur Tür hinein.

„Tintschli, wo bleibst denn so lang?“ Das etwa neunjährige Kind blickt ängstlich zu Boden.

„Na, so red'!“

Die Kleine bricht in Tränen aus und fährt sich mit der schmutzigen Hand über's Gesicht.

„Na, was is' denn? Bist vielleicht wieder sienh blied'n?“ fragt die abnungsvolle Mutter.

Das Kind nickt schluchzend und reicht der Mutter einen zerknüllten Brief. Die Lehrerin bittet die Mutter zu einer Unterredung.

„Das Kind ist geistig zurückgeblieben, es hat auch eine schlechte Haltung, die ich ihm nicht abgewöhnen kann. Es wäre gut, wenn Sie mit einem Arzte Rücksprache nähmen.“

Die Mutter geht mit dem Kind auf die Klinik. Der Arzt untersucht es auf das Gewissenhafteste.

„Die Kleine ist ganz gesund, nur unterernährt. Sie braucht kräftige Nahrung: reichlich Milch, Eier, Gemüse, Schinken, gebratenes Fleisch... Ja, so!...“

Er hält verlegen inne, als er die erschrockenen Augen der Mutter sieht. Eine Medizin, die könnte man allenfalls noch beschaffen, aber gut nähren...“

Und traurig geht sie mit dem Kind an der Hand wieder nach Hause. (Aus der „Budapester Volksstimme“.)



Die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken.

Den Berichten der Kantonsregierungen über die Ausführung des Bundesgesetzes betreffend die Arbeit in den Fabriken wäre eine große Bedeutung beizumessen, wenn sie die Lage der Arbeiterschaft eingehend schildern würden. Das ist aber nicht der Fall. Der vom Schweizerischen Volkswirtschaftsdepartement pro 1917 und 1918 soeben veröffentlichte Bericht ist wiederum auffallend kurz gehalten.